



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur

Karl Busse hat die Erzählungen über „Die Schüler von Polajewo“ (Stuttgart, F. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Preis 3 M.) völlig umgearbeitet und durch neue Stücke vermehrt. Ein Vergleich der beiden Auflagen zeigt, in welcher erfreulichen Weise sich der Dichter entwickelt hat. Das Buch ist jetzt nach der Umarbeitung ein künstlerisches und psychologisches Meisterwerk geworden. Aus dem Leben heraus sind die Gestalten der Schüler geschaffen und ihre Schicksale greifen uns ans Herz. Jede Figur ist mit liebevoller Sorgfalt und mit tiefem Verstehen für die Freuden und Leiden dieser geheimnisvollen Verzezeit herausgearbeitet. Zwölf Novellen enthält der Band, und sie alle spielen am Gymnasium zu Polajewo; aber trotz des gleichen Milieus bewahrt jede ihre Eigenart, und mit Spannung und ohne einen Augenblick der Ermüdung liest man das Buch von Anfang bis zu Ende. Mag Busse erzählen, wie ein schwächliches Bürschchen, dessen Mutter tot und dessen Vater dem Schnaps verfallen ist, zum Dieb wird, oder die erste Liebe eines Primaners schildern — immer weiß er uns zu packen und zur Teilnahme zu zwingen. Zu dramatischer Wucht steigert sich die Handlung in der Novelle „Abrechnung“. Hier ist mit den einfachsten Mitteln eine Szene zwischen Schüler und Lehrer gezeichnet, die man atemlos miterlebt. Erschütternd wirkt es, wie dieser Junge aufs äußerste empört in der letzten Stunde seiner Schulzeit dem Ordinarius die unwürdige, rohe Behandlung zahlenmäßig vorrechnet.

Das alte Haus. Ein humoristischer Roman von Ernst Clausen. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. Preis 4 M.

Es ist ein gemütliches altes Haus, das da in irgendeiner kleinen Residenzstadt in beschau-

licher Ruhe am Markt steht. Ein übermütiges Künstlervölkchen, von dem prächtigen Onkel Karl betreut, haust hier und weiß sich in lachender Lebensfreude mit dem ernstesten Dasein abzufinden. Der Maler Jung, ein Pflegesohn Onkel Karls, hat sich in das schöne, viel umworbene Fräulein v. Syderow verliebt und sie geheiratet, ohne sich viel um die adelstolze Sippe zu kümmern, die verächtlich auf den armen Künstler herabsieht. Das junge Paar wird aber von der guten Gesellschaft in Acht und Bann getan. Der Maler ist plötzlich ein elender Stümper, seine Bilder, die er auf die Ausstellung der kleinen Residenz schickt, werden von der Jury zurückgewiesen; die wunderlichen alten Tanten der jungen Frau, die sie erzogen und bei Hofe eingeführt haben, ziehen sich ganz von ihr zurück. Da man nun auf dieser Welt noch immer nicht von Liebe und Humor leben kann, wird die Situation allmählich doch recht kritisch, wenn auch der gute alte Onkel nach Kräften hilft und dem jungen Paar Obdach und Kost gewährt. Nach einer Begegnung mit dem Kunstkritiker, der die Zurückweisung der Bilder Jungs von der Ausstellung verursacht hat, stürmt Frau Lotte geb. v. Syderow derartig zornmütig ins Atelier, daß ihr Mann das sonst so lachende, sorglose Kindergeflücht als Lady Macbeth malen kann. Es muß etwas geschehen! Die Wände des Ateliers hängen voll von Bildern, aber kein Mensch fragt mehr danach, und trotz allen Humors beginnt ganz leise im Hintergrund das graue Gespenst der Sorge aufzutauchen. Und es geschieht etwas, freilich ganz ohne Zutun der Beteiligten. Der Maler muß verreisen, „um das Waisenhaus in Weißenbittel auszumalen“, und da ihm der Abschied von seiner jungen schönen Frau schwer wird, eilt er erst im letzten Augenblick zum Bahnhof, wobei er in seinem rasenden Lauf von seinen Widersachern gesehen wird. Nun wird mit köstlichem

Humor geschildert, wie sich der Matsch der kleinen Stadt an diese harmlose Begebenheit hängt: Jung hat nicht etwa Eile gehabt, den Zug noch zu erreichen, er ist vielmehr — gestohlen, ganz einfach ausgerückt aus dem Glend, in das er durch seine Heirat geraten ist. Laminenartig wächst dieses Gerücht, und schließlich flüstert man sich scheu in die Ohren, er habe auch eine bedeutende Schuldenlast hinterlassen und sogar Wechsel gefälscht. Man hat alle Ursache, sich um die „arme verlassene Frau“ zu kümmern; die aber ist ein Schalk, sie widerspricht nicht, sie sagt nichts, sie läßt im Einverständnis mit dem spottlustigen Onkel Karl vielmehr alles über sich ergehen. Zuerst rücken die früheren Verehrer Lottes, darunter auch der Kritiker, an, dann auch die alten Tanten, bis zuletzt der Fürst aufmerksam wird. Er besichtigt Jungs Atelier und läßt eine Sonderausstellung seiner Bilder im Schloß veranstalten. Die „Lady Macbeth“ wird für die fürstliche Galerie angekauft, und nun steht der Verfemte plötzlich im Mittelpunkt des Interesses. Seine Bilder werden als Meisterwerke gepriesen und rasend gekauft; triumphierend schwenkt Onkel Karl die blauen und braunen Lappen in der Luft. Der am nächsten Beteiligte, der Maler Jung, hat von all den Vorgängen keine Ahnung, während seine junge Frau und der Onkel Karl lachen, lachen, wie der Leser es tut, wenn er die lustige Schilderung dieser Begebenheiten liest.

Das Pflänzchen Humor gedeiht in unserer Zeit, in der der Kampf ums Dasein auf allen Gebieten so scharf entbrannt ist, nur noch kümmerlich. Der Witz treibt allenthalben üppige Blüten, die aber selten lieblichen Duft ausatmen. Er löst auch nicht das befreiende Lachen aus, nach dem wir alle uns sehnen. Das kommt daher, weil er nicht dem Herzen, sondern dem Verstande entspringt. „Das alte Haus“ ist ein mit goldigem Herzenshumor geschriebenes Buch, das wir mit behaglichem Lachen lesen, ohne daß eine Spur von Bitterkeit zurückbleibt.

P. Gr.

Bildende Kunst

Kaiser-Friedrich-Museum zu Magdeburg.
Die entwicklungsgeschichtliche Ordnung des Museums, die in Nr. 26 der Grenzboten besprochen worden ist, hat soeben ihren Ab-

schluß in der Neueinrichtung der Gemäldesammlung gefunden. Was diesem Teil der Galerie bisher zu seiner Abrundung fehlte, war vor allem der ausreichende Raum; jetzt sind durch den Fortzug des Kunstvereins, dem die Stadt ein eigenes Heim gebaut hat, die beiden Säle frei geworden, mit denen die Darstellung der Malerei im fünfzehnten Jahrhundert beginnt. Die Anlage des ganzen Gebäudes bringt es mit sich, daß man von der großen Treppe im Obergeschoß zunächst in eine Halle kommt, von der aus man einerseits die moderne Kunst in richtiger Folge bis 1910 verfolgen kann, auf der anderen Seite jedoch die Entwicklung von 1860 an gleichsam rückwärts aufrollt, um vom letzten Raum an nochmals den historischen Gang zu beginnen und dann, darauf fußend, die neuere Malerei besser zu würdigen. So führt das Museum selber den Betrachter und lehrt ihn Zusammenhänge verstehen, die in einem Durcheinander von Bildern und Zeiten niemals klar werden können. Man könnte hier fast von einer Erziehung zur Gerechtigkeit (im Sehen!) sprechen, wenn das Wort Erziehung nicht schon zu doktrinär wäre für die klare und mühelose Art, in der hier die Kunstwerke selber sich und ihre Beziehungen erläutern. Man wird nicht verwirrt durch die Fülle der Erscheinungen, sondern durch ihre Ordnung geklärt.

Der erste Raum enthält die farbenprächtige Kunst der Malerei im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Die Entdeckung der Welt im Kleinen und Farbigen spricht sich hier noch durchaus in religiösen Darstellungen aus, deren farbiger Glanz von keiner Zeit wieder erreicht worden ist. Während hier noch im sechzehnten Jahrhundert Deutschland die erste Stelle einnimmt und nur ein paar Bilder nach der schönen Form Italiens im Cinquecento weisen, breitet sich im siebzehnten Jahrhundert die Wirklichkeitskunst der Niederländer in großer Fülle aus: Landschaft und Genre herrschen vor, die Farbe ist braungrün und trübe geworden. Erst das achtzehnte Jahrhundert hellt sie wieder auf, das mit Porträts, Landschaften und Genrebildern vornehmlich von deutschen Malern vertreten ist; man erinnert sich an die hellen, hohen Säle des Rokoko und ihre

lichten Deckenmalereien. Ein großer Saal ist dann den Nazarenern und Romantikern der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts eingeräumt: historische und religiöse Kartons von Menzel, Overbeck, Schwind, Landschaften von Spitzweg, Rottmann, Hildebrandt, Nayski geben den Ton an. Es folgt das Schlachten- und Genrebild seit 1860. Knaut, Vautier, Makart steigen als bekannte Namen der letzten Vergangenheit auf. Und nun beginnt in immer größerer Fülle die neue Zeit, mit ihren großen, klassisch gewordenen Künstlern, am Eingang schon würdig eingeführt: charakteristische Gemälde von Leibl, Feuerbach, Marées, Thoma, Böcklin geleiten den Beschauer zur Kunst der Gegenwart, die mit einer Fülle von Namen guten Klanges sich darstellt und die Forderung an die Zukunft erhebt, in gleicher Weise und in gleichem Tempo da fortzufahren, wo die Jahreszahl 1910 einen nur vorläufigen Abschluß bezeichnet.

Dr. Paul f. Schmidt-Magdeburg

Offizier- und Beamtenfragen

Die Altersgrenze für Offiziere. Es ist in Erwägung zu ziehen, ob der französische Vorgang, gesetzliche Altersgrenzen für die einzelnen Dienstgrade einzuführen, Nachahmung verdient. Die Vorzüge dieser Einrichtung sind nicht zu verkennen. Das Avancement wird hierdurch einigermaßen gleichmäßig erhalten; mancherlei Schroffheiten, wie sie unserem Pensionierungssystem anhaften, werden vermieden, indem zuletzt nicht die Beurteilung der Vorgesetzten, sondern der Zufall des Lebensalters für das längere Verbleiben im Dienste ausschlaggebend ist. Dies ist besonders wichtig für den Wechsel in die höheren Führerstellen.

Trotz dieser Vorteile möchte ich der Einführung von Altersgrenzen bei unserem Offizierkorps nicht das Wort reden. Ganz abgesehen davon, daß mit der Durchführung einer solchen Maßregel unter den heutigen Dienstaltersverhältnissen große Härten und Ungerechtigkeiten verknüpft wären, widerspricht es allen unseren Anschauungen und bisherlicher Erfahrung, tüchtige Leute mit körperlicher und geistiger Frische lediglich wegen ihres Lebensalters nicht in die nächsthöhere Stellung gelangen zu lassen oder sie vorzeitig daraus zu

entfernen. Im übrigen hat ein republikanisches Heer gesetzliche Altersgrenzen aus Gründen der Gerechtigkeit wohl nötiger als ein monarchisches Heer, mit dessen Wohl und Wehe der oberste Kriegsherr aufs engste verbunden ist, daher sein eifrigstes Bestreben darauf richten wird, auch ohne gesetzliche Bestimmungen, dafür aber unter persönlichster Verantwortlichkeit gesunde Verhältnisse im Heere zu erhalten. Gerade der persönliche Einfluß des obersten Kriegsherrn hat das preußische Heer groß gemacht; darin liegt eine besondere Sicherheit für die Fortentwicklung des Heeres, andererseits für die Träger der Krone eine hohe Verpflichtung. So wenig wir das französische Heer in seinen Leistungen und in seiner inneren Verfassung unterschätzen wollen, so wird doch anerkannt werden müssen, daß die ganze Fortentwicklung des deutschen Heeres bis jetzt sich mit größerer Sicherheit und Planmäßigkeit vollzogen hat. Aus vorstehenden Gründen sind meines Erachtens gesetzliche Altersgrenzen abzulehnen. Was wir im Interesse der Jungerhaltung der Führer bedürfen, sind gewisse Normen, nach denen die Beförderungsverhältnisse gleichmäßig und dauernd zu regeln sind, um vor allem zu verhindern, daß Altersverhältnisse eintreten, wie sie heutzutage nicht zum Vorteil der Armee herrschen. Für die Gestaltung des Avancements ist nichts ungünstiger als Ungleichmäßigkeit, bald schnelles, bald langsames Tempo oder gar vollständiges Stocken. Um hier positive Vorschläge zu machen, fehlen die Unterlagen, die nur in vollem Umfange dem Kriegsministerium zugänglich sind. Wir können zu dem Schlusse kommen, daß wir feststellen, was erstrebenswert ist. Bei den höchsten Führern des Heeres ist ein Durchschnittsalter von nicht über achtundfünfzig Jahren erwünscht. Darunter fallen die kommandierenden Generale und die in gleichwertigen Stellungen befindlichen Generale. Wenn wir weiter nach unten gehen, so wird man für Divisions- und Brigadeführer als gutes Durchschnittsalter annehmen dürfen fünfundsünfzig und zweiundsünfzig Jahre. Werden für die Besetzung dieser höheren Führerstellen derartige Normen für das Durchschnittsalter eingehalten ohne starre Bindung nach oben, so regeln sich die Altersverhältnisse bei den niederen Führern

ohne weiteres. Allerdings bedarf es für diese noch einer besonders wichtigen Norm: kein Kompagniechef usw. sollte länger als neun Jahre in dieser Stellung verbleiben.

Diese Forderungen im Interesse der Kriegstüchtigkeit des Heeres bedürfen der Prüfung auf ihre Durchführbarkeit, die selbstverständlich nur im Verlaufe mehrerer Jahre zu denken ist. Ohne den ernststen Willen, ganze Arbeit zu machen, wird jeder Reorganisationsversuch im Sande verlaufen und günstigstenfalls zu halben Maßregeln führen. Daß jede gründliche Wandlung Geld kostet, vor allem den Pensionsfonds schwer belastet, darf nicht davon abhalten, sie auszuführen, wenn davon der Erfolg oder Mißerfolg eines Feldzugs abhängt. Die Höhe des Pensionsfonds muß auf die Dauer in Einklang gebracht werden mit den Beförderungsverhältnissen; ein Zustand, wie er gegenwärtig herrscht, daß die Beförderungsverhältnisse durch den Pensionsfonds vorgeschrieben werden, kann und muß vermieden werden.

Im Zeitalter der Finanznöte scheinen derartige geldkostende Pläne unausführbar; und doch will mir scheinen, als ob unsere Finanzen, insofern sie die Heeresverwaltung betreffen, eben auch dringend der Reorganisation bedürfen, als ob es mit den kleinen Sparversuchen nicht getan wäre. Dagegen würde gründlich Umschau zu halten sein, ob nicht große Gesichtspunkte sich finden ließen, nach denen an eine Reorganisation der Heeresverwaltung und Heeresfinanzen herangegangen werden könnte. Die umständliche und schwerfällige Art der Verwaltung und Rechnungslegung stammt aus den Zeiten der kleinen Armee; ebenso stimmt die Art des Kontrollsystems nicht mehr recht zu der Höhe des Umsatzes, wenn ich mich so ausdrücken darf. Mit dem Anwachsen der Heeresausgaben ist das Urteil über die Dringlichkeit der einzelnen Ausgabenposten außerordentlich erschwert worden, weil die entscheidenden Persönlichkeiten

nicht mehr alle Teile des großen Heeresorganismus mit gleicher Schärfe selbst überblicken können, sondern auf das zum Teil vermutlich einseitige Urteil zahlreicher anderer Persönlichkeiten angewiesen sind. Auch die Arbeit des Parlaments hat nicht dazu beigetragen, den Überblick zu erleichtern und zu vereinfachen. Der Militäretat ist in hohem Maße unübersichtlich geworden und enthält zahlreiche Bestimmungen, die den Bedürfnissen des Heeres ebenso zuwiderlaufen, wie dem Gesichtspunkt der Sparsamkeit wenig Rechnung tragen. Man gewinnt den Eindruck, daß bei solchen Bestimmungen öfter Mißtrauen und Eiferucht des Parlaments, sein Bewilligungsrecht bis in alle Einzelheiten zu wahren, mehr ausschlaggebend gewesen sind als die Forderungen des praktischen Lebens. Dadurch wird auch die offene und ehrliche Verständigung zwischen Parlament und Regierung erschwert; die Frage der Übertragbarkeit von einem Rechnungsjahr ins andere spielt hierbei eine besondere Rolle. Auch ist mir höchst zweifelhaft, ob die Bindung der Verwendung der Mittel durch die Einteilung der Etatskapitel in zahlreiche Untertitel eine geeignete Maßregel bildet zur Förderung einer wirklich sparsamen Finanzwirtschaft. Eine vorausschauende Finanzpolitik der Heeresverwaltung wird durch alle diese Umstände nicht begünstigt. Auf der anderen Seite ist allerdings zuzugeben, daß die ganzen Summen, die das Heer verbraucht, auf die eine oder andere Weise dem Volke wieder zugute kommen.

Die weitere Erwägung ist nicht ganz von der Hand zu weisen, ob es sich nicht empfehlen würde, die Verantwortlichkeit der höheren Truppenführer bezüglich der Verwendung der Mittel mehr als bisher auszubauen.

Um positive Vorschläge zu machen, fehlen dem Außenstehenden die Unterlagen; nur Anregungen können gegeben werden; die Vorschläge selbst müssen von der Heeresverwaltung ausgehen.

G.

